

# INHALT

Vorwort, Einleitung ..... 2

Editorial ..... 3

## +++ Recherche +++

Luxus in Favoriten .....4

Schlummernde Notenschätze .....8

„Eine Schafherde für ein Chorbuch“ .....10

Dolcefarniente mit Asia- und Orient-Touch. ....12

Ein Denkmal für Deserteure .....16

Sterben verboten! .....18

„Es ist nicht schlimm zu sterben.“ .....20

Verzauberte Wälder .....22

Von der Schönheit des Schaffens .....24

Ein gar sinnhafter Tanz .....28

Eine Vogelwarte für Österreich .....30

Der Vogelforscher Leonida Fusani. ....32

Die ältesten Europäer sind Wachauer .....34

„Da werden noch Überraschungen kommen“ .....36

Wissenschaft als Intervention .....38

Radikale *Raw*volution in der Küche .....40

Impressum .....44

**Termine Jänner ..... 45**

**Termine Februar ..... 65**

**Termine März. ....79**

Die Redaktion behält sich vor, Veranstaltungen, die nicht in das Konzept des Veranstaltungskalenders passen, aus Platzgründen nur in der online-Version und nicht in der Printversion des Wissenschaftskompassen zu veröffentlichen.

**DIE STADT WIEN** hat eine Vielzahl konkreter Initiativen ergriffen, um durch die gezielte Förderung des wissenschaftlichen und innovativen Potentials die intellektuelle Stadt, aber auch den Wirtschaftsstandort Wien zu sichern. Das wissenschaftliche Leben basiert auf der Forschung höchst qualifizierter Persönlichkeiten und Teams, aber auch auf der Vermittlung der Ergebnisse an FachkollegInnen und an eine größere Öffentlichkeit. Der Wissenschaftskompass Wien macht deutlich, dass Wien nicht nur eine Kulturstadt, sondern auch eine schillernde Wissenschaftsstadt ist.

*Dr. Michael Häupl*

*Bürgermeister der Bundeshauptstadt Wien*

**ANSEHEN UND BEDEUTUNG** der Kulturstadt Wien sind zu einem großen Teil durch hervorragende wissenschaftliche Leistungen von Persönlichkeiten und Teams fundiert worden. Wiener Schulen prägten und prägen die internationale Wissenschaftsgeschichte bis in die Gegenwart. Es ist mir ein besonderes Anliegen, Impulse für die Entfaltung exzellenter wissenschaftlicher Leistungen in Wien zu geben; ich halte es aber auch für besonders wichtig und notwendig, Räume für die kritische Reflexion der Bedingungen, Wirkungen und Folgen von Wissenschaft zu schaffen. Projekte wie der Wissenschaftskompass Wien leisten in diesem Sinn einen Beitrag zur Vernetzung, interdisziplinären Verknüpfung und Diskussion wissenschaftlicher Ergebnisse in einer größeren Stadtöffentlichkeit.

*Dr. Andreas Mailath-Pokorny*

*Amtsf. Stadtrat für Kultur und Wissenschaft von Wien*

**WIEN IST EINE INTELLEKTUELLE STADT**, deren Geschichte durch eindrucksvolle Leistungen in den Künsten, in den Wissenschaften und in einer kritischen Reflexion des kulturellen Erbes geprägt wurde. Die Entfaltung der Kunst-, Wissenschafts- und Kulturreflexionsstadt braucht ein dichtes Netz intellektueller Diskurse. Auseinandersetzung, Darstellung, Dokumentation, Bewertung und Kritik des Kulturellen sichern den „Humus“ von Intellektualität, Kreativität und Phantasie, und sie sichern auch ein gutes politisches Klima. Es ist der Stadt Wien daher ein Anliegen, jene Aktivitäten, die die Kunst-, Wissenschafts- und Kulturreflexionsstadt ausmachen, zu fördern und einer größeren Öffentlichkeit bewusst zu machen. Mit dieser Aufgabenstellung wurde daher vor mehr als zehn Jahren mit der Publikation eines Programmheftes begonnen, das die vielfältigen wissenschaftlichen Veranstaltungen, die täglich in Wien stattfinden, auflistet, vorstellt und damit auch einem größeren Publikum erschließt. Seit 2001 erscheint dieses Vademekum durch die Wissensvermittlungslandschaft der Stadt. Wir hoffen, dass dieses Heft dazu beiträgt, das intellektuelle Netz der Stadt dichter zu knüpfen und die wissenschaftlichen Institute und deren Ergebnisse einem wachsenden Kreis von Interessenten vorzustellen.

*Hubert Ch. Ehalt*

*Wissenschaftsreferent der Stadt Wien*

## Liebe Leser und Leserinnen!

2015 – Willkommen im neuen Jahr! Ich hoffe, Sie haben den Jahreswechsel gut hinter sich gebracht. Um Ihnen den Start zu erleichtern und die Winterzeit etwas zu verkürzen, finden Sie wie immer umfangreiche Veranstaltungstipps in unserem Kalender; genügend Kontrastprogramm also, um den trüben und kalten Tagen zumindest kurzzeitig zu entfliehen.

Auch unser Rechercheteil bietet dafür einige Anregungen. Ein Beitrag beschäftigt sich etwa mit einem neuen kulinarischen Trend, den man seit kurzem in einschlägigen Wiener Restaurants selbst testen kann. Eine ehemalige Fabrik im zehnten Bezirk ist ebenfalls eine kleine Reise wert, hier finden sich unter anderem Vereine, Galerien und Lokale – ein gelungenes Projekt, wie wir finden. Falls Ihnen das nicht weit genug ist, haben wir eine Reiseempfehlung. Eine unserer Autorinnen hat dieses Mal Florenz besucht. Aber auch zuhause gibt es noch einiges zu tun. Sie könnten sich an einer Vogelzählung beteiligen. Wien hat nun sogar eine eigene Vogelwarte, wie man in einem der Beiträge erfahren kann. Außerdem haben wir wieder eine Menge Lesestoff für Sie: Eines der Bücher beschäftigt sich mit dem Tod. Im Interview erklärt der Autor, warum wir uns so schwer mit dem Thema Sterben tun. Wer sich lieber noch einmal wie ein Kind fühlen möchte, dem sei die Ausstellung „Ich bin ich“ im Wien Museum empfohlen.

Wie immer hoffe ich, dass auch für Sie etwa dabei ist. Bleibt mir nur mehr, Ihnen im Namen des gesamten Teams eine anregende Lektüre und ein gutes neues Jahr zu wünschen.



EVA OBERMÜLLER

Redaktion Wissenschaftskompass

Ihr Kompass gratis per Post: Auf [www.wissenschaftskompass.at](http://www.wissenschaftskompass.at) eintragen oder Karte an: **Redaktion Wissenschaftskompass Teaching Support Center der TU Wien, Gußhausstr. 28/E0152, 1040 Wien**

# Luxus in Favoriten

*„Individualität ist der Luxus zu allen Zeiten. Platz und Raum werden der neue Luxus von Morgen sein.“*

Das ist ein Satz, der eigentlich nicht nach Favoriten passt. Schon gar nicht in die Umgebung des Kreta-Viertels, einer dicht bebauten, heruntergekommenen Gegend, eingequetscht zwischen der A23, der Ostbahntrasse und

der Ankerbrotfabrik, wo der soziale Notstand vieler Bewohner mehr als offensichtlich ist. Und eigentlich auch nicht zum danebenliegenden neuen Siedlungsgebiet hinter dem Hauptbahnhof, das zwar mit intelligenten Neubauten und neuen Wohnideen aufwarten kann, aber nicht mit Platz und Raum.

**DOCH GENAU HIER**, in der Absberggasse, auf einem ehemaligen Teil der Ankerbrot-Fabrik, steht das immer noch im Werden befindliche Projekt der Firma Loft City GmbH & Co KG., die mit diesem Spruch für ihre Immobilie wirbt – der 1891 von Heinrich und Fritz Mendel gegründeten Wiener Brot- und Gebäckfabrik. Damals ließen sie noch Anker in ihre Brote prägen, so kam man auch zum späteren Namen der Brotfabrik. 1983 wurde das Symbol durch das Wortbild Anker ersetzt, aber ein kleiner blauer Anker am Eingang zum Hof erinnert noch an die alten Zeiten.





**HINTER DER FIRMA LOFT CITY** steht der Investor Walter Asmus. Er kaufte das Fabriks-  
gelände mit dem Ziel, die  
Räumlichkeiten zu erhalten und  
als Setting für eine lebendige  
Kunst- und Kulturszene zu re-  
novieren. Asmus ist ein Freund  
alter Fabriksräume, im Gegen-  
satz zu vielen seiner Kollegen ist  
er nicht an Abriss und Neubau  
interessiert, sondern am Verkauf  
von Immobilien mit postindus-  
triellen Charme – eine Idee,  
die ursprünglich aus Los An-  
geles kommt. Dass er dafür ein  
gutes Händchen hat, konnte er  
bereits mit der Renovierung der

alten Schokoladenfabrik am Gau-  
denzdorfer Gürtel beweisen.

**SEIT 2009** verkauft er die Lofts in  
der Brotfabrik – einer der ersten,  
die sich dort ansiedelten, war die  
Galerie Ernst Hilger, es folgten  
unter anderem ein Atelier von  
Hans Staudacher, die Fotogalerie  
OstLicht, eine Retromöbel-Filiale  
von Lichterloh und die Lagerräu-  
me eines Kunstsammlers, sowie  
die deutsche Pop Akademie .

**SELBST AN EINEM GRAUKALTEN**  
Novembersamstagnachmittag  
ist hier einiges los. Zwar hat  
das wärmstens empfohlene, vor



Die Brotkunsthalle ist ein Ableger der Wiener Galerie Hilger.

kurzem eröffnete Restaurant „Madgas Kantine“, ein Sozialprojekt der Caritas, in dem neben professionellen Arbeitskräften auch am Arbeitsmarkt benachteiligte Menschen beschäftigt sind, am Wochenende geschlossen.

**DIE HIPPEN MENSCHEN**, die unablässig durch den Eingang des Gebäudes in den Hinterhof strömen, kommen zu ihrem Nährwert aber sowieso durch Bier: In der 2.100 m<sup>2</sup> großen Expedithalle findet heute das Craft Beer Festival statt, auf dem Kleinbrauereien ihre Biere präsentieren. In dieser Halle wurden einst die Pferdefuhrwerke mit Brot beladen, von wo es in Wien in die Geschäfte gebracht wurde. Anfang des 20. Jahrhunderts zählte sie zu den größten säulenfreien Räumen

Europas. Heute finden hier vor allem Theaterproduktionen und ausgewählte Events statt.

**PLATZ UND RAUM** findet man hier wirklich – wenn man das nötige Kleingeld hat. „Es wird durchaus sichtbar, dass sich hier zum Teil eine Elite eingekauft hat, die sehr viel Geld hat“, so Elke Eckerstorfer von der Gebietsbetreuung 10. Wie sich die Fabrik in Zukunft im Hinblick auf die dort lebende Bevölkerung entwickeln werde, könne man schwer voraussagen.

**BIS JETZT IST ECKERSTORFER** dem Investor Asmus aber vor allem dankbar. Dafür, dass er die Fabrik nicht gleich ganz abgerissen und einem Neubau gewidmet hat, denn unter Denkmalschutz stehen nur wenige Teile des Gebäudes. Und dafür, dass er die Räumlichkeiten an eine ausgesucht-gemischte

Klientel verkauft – zu denen eben auch die Caritas und der gemeinnützige Verein Superar gehören. Der Verein, dessen Träger und Gründer des Vereins die Caritas der Erzdiözese Wien, das Wiener Konzerthaus und die Wiener Sängerknaben sind, ist Ende Oktober eingezogen. Kinder und Jugendliche können bei Superar kostenlos an Musik-, Tanz- und Orchesterunterricht teilnehmen. Bei Konzerten und Veranstaltungen bringen sie auch ihre Eltern mit in die Brotfabrik und schaffen so eine Durchmischung, die von Asmus genau so angedacht war. Durch einen eigens für solche Gelegenheiten vorhandenen Veranstaltungssaal im Obergeschoss hat der Bezirk einen weiteren Raum gewonnen, der sonst kaum vorhanden ist.

„**DASS DIE ANKERBROT-FABRIK** und der Rest des Bezirks kein Nebeneinander geworden sind, liegt vor allem daran, dass der Verein Superar hier einziehen durfte“, meint Eckerstorfer. „Ohne dessen Projekte wäre das durchaus eine sehr elitäre Geschichte geworden“.

**KAUM IST MAN DRAUSSEN** aus der Fabrik, ist niemand vom eben noch vorhandenen künstlerischen Menschenschlag mehr zu sehen. Vor der Haltestelle zum 6er wartet eine Mensentraube. Sie passt kaum auf die dafür vorgesehene Verkehrsinsel zwischen Schienen und Straße. Platz und Raum ist eben ein wahrer Luxus in der Gegenwart. *-hr*



Träger der „Carla“ in der Ankerbrotfabrik ist die Caritas Wien.

# Schlummernde Notenschätze

*In den dunklen Kammern der ÖNB warten zahlreiche Kisten voll zahlloser uralter Blätter. Ihren genauen Inhalt hat nie jemand untersucht. Bis sich ein Forschungsprojekt der ÖAW der Kisten annahm. Und prompt Sensationelles entdeckte.*

Et exultavit spiritus meus... Eine kleine Pergamentseite mit spätmittelalterlicher Quadratnotation in Rot und Schwarz. Laien – selbst an Musik gewöhnte Laien – erkennen darin nur mit Mühe so etwas wie Noten. Der lateinische Text ist teilweise abgekürzt und – ebenso wie die Notation – schwer lesbar. Am Rand des Blatts finden sich in Schmierschrift Notizen, offenbar später willkürlich hinzugefügt, teilweise durchgestrichen – als handle es sich bei diesem Dokument um bloßes Schmierpapier.

**DOCH PROFIS**, wie der Musikwissenschaftler Robert Klugse-der, konnten darin eine wahre Sensation entdecken. Klugse-der wühlte sich im Rahmen des Forschungsprojekts „Musikalische Quellen des Mittelalters in der Österreichischen Nationalbibliothek Wien“ förmlich durch besagte Kisten, dessen teils unsortierter und schlecht erfasster Inhalt dringend einer fachkundigen Untersuchung bedurfte. Mehr forensische Detektivarbeit als klassische Forschung, betont Klugse-der im Interview.

**MAGNIFICAT OCTAVI TONI.** Unser besagtes Fundstück hat eine besonders spannende Geschichte zu erzählen, wie das Team rund um Klugse-der herausfand. Die beiden Doppelseiten aus der Österreichischen Nationalbibliothek gehören zu zwei weiteren aus der Bayrischen Staatsbibliothek. Und das kam so: Johannes de Quadris, ein italienischer Komponist, schuf um 1440 ein dreistimmiges Magnificat: Für Tenor, Contratenor und Cantus. Das Stück schrieb er in einem Gesangsbuch auf damals üblichem Pergament nieder.

**ALS DIE MUSIK JAHRE SPÄTER** offenbar aus der Mode kam, zerlegte man das Buch und verwendete die widerstandsfähigeren Pergamentblätter als provisorischen Einband für die bereits aufgekommenen Papierbücher. Da Buchrücken häufig noch aus Holz und damit sehr schwer waren, verschifft man Bücher ohne fixen Einband – also nur in Pergamentseiten eingeschlagen – in Fässern oder Kisten zum Bestimmungsort. So gelangte

der eine Teil des Magnificats mit einer Lieferung aus dem Veneto nach Wien. Der zweite jedoch wurde nach Weihenstephan in Bayern gebracht. Erneut lange Zeit später gingen die Blätter in den Besitz der Staats- bzw. Nationalbibliothek über, wo sie schweigend ihrer Enthüllung harrten.

### ALS NUN ROBERT KLUGSEDER

den Verweis auf Johannis de Quadris auf dem Pergament in Wien entdeckte, ahnte er bereits Großes. Über seinen Doktorvater an der Universität in Regensburg gelangte er an Margaret Bent, eine Koryphäe der Musik jener Epoche von der Universität Oxford. Bent erkannte auf den ersten Blick den Zusammenhang zwischen den Blättern aus Wien und jenen ihr bekannten aus München. So wurde die Musik rekonstruiert und erklang nach über 550 Jahren erneut.

**DOCH DAS IST** nur eine der vielen spannenden Geschichten, die Klugseder und seine Kollegen im Rahmen des Projektes herausfanden. Neben dem Hauptwerk, einem 500-seitigen „Katalog der mittelalterlichen Musikhandschriften der Österreichischen Nationalbibliothek Wien“ entstanden quasi als Nebenprodukt

weitere Publikationen, in denen das Forscherteam so manch lange verschollene Musik wieder zum Leben erweckte.

### ZUM KRÖNENDEN ABSCHLUSS

des sechs Jahre dauernden Forschungsprojekts wurde der Katalog im Augustinerchoral der Wiener Hofburg präsentiert. Klugseder formierte dazu im Rahmen eines Praktikums am Institut für Musikwissenschaft der Uni Wien eine Choralschola, die Teile der wiedergefundenen Choräle aufführte. Symbolträchtig wurde dafür ein Antiphonar für die heilige Monika ausgewählt. Waren die Räumlichkeiten doch früher Teil des Augustiner-Eremitenklosters in der Hofburg – Monika war die Mutter des Augustinus. Durch Klugseders Arbeit konnte festgestellt werden, dass dieser Hymnus extra für das Hofburgkloster komponiert wurde, und nicht wie lange vermutet für das Kloster Sitten in der Schweiz. Eine weitere spannende Geschichte der musikalischen Detektivarbeit des Robert Klugseder. –gs

*(Interview nächste Seite)*

## „Eine Schafherde für ein Chorbuch“

*Auf dem grün-samtenen Tisch im Besprechungsraum steht ein Bücherturm. Ergebnisse der sechsjährigen Forschungsarbeit von Robert Klugseder und KollegInnen. Man sollte die Forschung dem Gewicht nach beurteilen. Allein der Hauptkatalog wiegt gute drei Kilogramm.*

*Unglaublich aber wahr: Da schlummern kistenweise musikalische Schätze, und Jahrzehnte nimmt sich ihrer niemand an.*

Robert Klugseder: Das stimmt. Aber ohne die aktuellen technischen Hilfsmittel wäre dieses Projekt nicht möglich gewesen.



Notenschrift (Mangifcat) © ÖAW

Der Druck wäre unleistbar, die Arbeit hätte ohne Computer vermutlich 20 Jahre gedauert. Wir haben das jetzt in sechs geschafft.

*Eine Detektivarbeit!*

Klugseder: Ja. Teilweise wurden die Fragmente zu dünnen Streifen geschnitten, die dann als Verstärkung in den Falz eines neuen Buches eingebunden wurden. Das alles zu scannen und dann am Computer wieder zusammenzubauen, ist schon recht spannend.

*Woher stammen diese Fragmente?*

Klugseder: Im Mittelalter wurden alte Bücher nicht weggeworfen, sondern das extrem teure Pergament einfach wiederverwertet. Für ein Graduale (Chorbuch) mit 300 Seiten hat man damals eine ganze Schafherde benötigt. Als das Werk außer Mode kam, hat man es zerlegt und für den Einband eines neuen Buches verwendet. Die Fragmente wurden in der Neuzeit wieder herausgelöst und in einer Sammlung zusammengetragen. Die liegen dann meistens in großen Kisten, um die sich niemand kümmert.

*Das Endprodukt heißt: Katalog der mittelalterlichen Musikhand-*

*schriften. Wie viele gibt es davon in der ÖNB?*

Klugseder: Unsere Aufgabe war, alle in der ÖNB vorhandenen Handschriften zu identifizieren, die Notation enthalten. Im Archiv sind an die 50.000 Handschriften vorhanden aber nur von 100 war bekannt, dass sie Notation enthalten. Alles durchzusuchen, ging freilich nicht, also hielten wir uns an bestehende Kataloge und Sekundärliteratur. Mit viel Spürsinn und Sorgfalt haben wir an die 400 neue Handschriften mit Notation gefunden, die jetzt vollständig katalogisiert sind: Einstimmiges, Liturgisches, auch Troubadour-Schriften, bis hin zu franko-flämischen polyphonen Handschriften aus dem 15. Jahrhundert. Die ältesten Quellen sind Fragmente ca. aus 860.

*Das Projekt war also sehr ergiebig.*

Klugseder: Viele Kollegen bezeichneten mich als Made im Speck. Ich hatte einen riesigen Bestand und das Glück, viele Sachen zu finden. Natürlich gehört Fachwissen dazu und man braucht eine sehr gute Spürnase: Man ist mehr Detektiv als Philosoph. Ich habe schon oft gesagt, eigentlich sollte man das

„phil.“ hinter meinem Dr. streichen – von Philosophie habe ich keine Ahnung, das sollte eher „Dr. Handwerk“ oder so heißen.

*Das Interview führte  
Günter Stummvoll.*



© Günter Stummvoll

### **Robert Klugseder**

begann seine Karriere als Kirchenmusiker. Erst später absolvierte er das Lehramt für Musik, dann promovierte er an der Universität in Regensburg. Im FWF-Projekt „Musikalische Quellen (9.–15. Jahrhundert) in der Österreichischen Nationalbibliothek“ forschte er seit 2008.

# Dolcefarniente mit Asia- und Orient-Touch

*Florenz ist dank seiner Renaissance-Pracht ein touristischer Dauerbrenner. Aber auch abseits dieser unbestrittenen Attraktionen findet sich so manche Augenweide.*

Für Schönheit, weiß der Volksmund, muss man leiden. Das geht mitunter bis zur äußersten Strazpaze des körpereigenen Nervenkostüms, wie etwa beim Überqueren der Ponte Vecchio, der ältesten Brücke über den Arno. Sie ist eines der beliebtesten Fotomotive von Florenz, auf deren 1565 im Auftrag von Herzog Cosimo I. de' Medici errichteten Arkadengang sich ein Juwelierladen an den nächsten reiht und sich spätestens mit Einsetzen der Märzsonne unzählige Besucher/innen drängeln.

**AUF SCHIER ENDLOSE** Warteschlangen einstellen sollte man sich auch vor einem anderen Wahrzeichen der Stadt, dem Dom Santa Maria del Fiore, dessen weithin sichtbare Kuppel vielen als Orientierungspunkt dient. Und wer in den Uffizien-Galerien, u.a. Herberge der größten Meisterwerke der italienischen Renaissance, einen Blick auf Sandro Botticellis schaumgeborene Venus werfen will oder sich Michelangelo Buonarottis David-Statue in der Galleria dell'Academia ansehen möchte, tut vermutlich gut daran, sich rechtzeitig vorab ein Online-Ticket zu reservieren.

**PASST MAN SICH ALLERDINGS** der viel gerühmten lokalen Lockerheit an und schlendert ohne fixes Ziel, aber offenen Auges durch die schmalen Kopfsteinpflasterstraßen, so stellt man fest, dass es, sofern man sich nicht zu den erklärten Aficionadas und Aficionados zählt, keinen nennenswerten Glückszugewinn bringt, alle diese Schönheiten bis ins letzte Detail begutachtet zu haben. Denn das Flui-



© Michaela Holler

dum der Medici-Dynastie, eine Kaufmannsfamilie, die sich im 15. und 16. Jahrhundert durch geschickte Wirtschafts- und Heiratspolitik bis in die obersten Reihen von Florenz` Adel und Klerus katapultierte und die Stadt durch ihren Einfluss und ihr Mäzenatentum maßgeblich prägte, ist nach wie vor allorts spürbar. So als ob man in einem riesigem Freiluft-Medici-Museum wandle, aus dem es, selbst wenn man wollte, kein Entkommen gäbe. Es sei denn, man macht einen Abstecher in die Ausläufer des Viertels Santa Croce.

**JE WEITER MAN** in dieses vor- dringt, desto weniger Reisende sieht man, dafür umso mehr einheimische Mamis samt Nachwuchs beim Kaffeeklatsch, sowie ergraute Omis, die mit den Kell- nern der Trattorias schäkern, in denen noch „Ribbolita“, die tra- ditionelle vegetarische Brot- und Bohnensuppe, kredenzt wird. Setzt man nach einem solchen Mahl gestärkt seinen Weg fort, stößt man auf nicht minder hübsche, aber wesentlich weniger überlaufene Gassen und Piazzas und landet schließlich vor einem Bauwerk, bei dessen Anblick sogar passionierte Nicht-Fotogra- fierer/innen die (Handy-)Kamera

© Michaela Holler



zücken: Die 1874-1882 im damals angesagten Stil einer Moschee erbaute und in ihrem Inneren mit maurischen Mosaiken kunstvoll ausgekleidete Synagoge. Von den Angehörigen der Kultusgemeinde als „der andere Dom“ tituliert, be- darf es, zumindest in der warmen Jahreszeit, aber ebenfalls einer kleinen Geduldsprobe, um das unüblich schmucke Gebetshaus betreten zu können, denn eine ge- strenge ältere Signora mustert das Grüppchen an Eintrittswilligen aus geschultem Hornbrillenblick: Nackte Oberarme und Schultern müssen mit vor Ort zu Verfügung gestellten Pashminas bedeckt wer-

den, eineinhalb Handbreit oberhalb der Knie endende Rocksäume sind erstaunlicherweise erlaubt, Taschen und Mobiltelefone kommen in versperrbare Kästchen. Nur Bares darf man ungehindert mitnehmen, um sich im Shop des ebenfalls in der Synagoge untergebrachten „Museo Ebraico“, das die Geschichte des Judentums in Florenz illustriert, mit Andenken eindecken zu können.

#### WESENTLICH UNDOGMATISCHER

geht es hingegen in „Oltrarno“, den, wie der Name sagt, „jenseits des Arno“ gelegenen, südlichen Stadtteilen San Frediano und Santo Spirito zu. Dort lässt es sich in Dutzenden kleinen Läden und Werkstätten nach Mitbringselektion für Anspruchsvolle stöbern: Handgeschnitzte Putten und Holzbilderrahmen sowie edle Heimtextilien aus Naturfasern und jede Menge feinsten Papierwaren stehen u.a. zur Auswahl. Zur anschließenden Erfrischung kehrt man in eines der Lokale auf der Piazza Santo Spirito ein, einem beliebten Treffpunkt und Marktplatz der Einheimischen, an dem gerne Straßenmusiker/innen ihr Bestes geben.

**IST MAN SCHON MAL** in Oltrarno, lohnt sich auch ein Spaziergang durchs idyllische Viertel

San Niccolò, hinauf zur Piazzale Michelangelo. Keinesfalls um die 5,17 m hohe David-Kopie zu betrachten, die inmitten dieser weitgehend charmfreien, mit ramschigen Souvenirständen bevölkerten Aussichtsplattform thront, sondern wegen des bezaubernden Panoramas: Das ziegelrot leuchtende Dächermeer der Stadt liegt einem hier gleichsam zu Füßen.

#### SOLLTE SELBST DIESER ANMUTIGE ANBLICK

irgendwann langweilig werden, empfiehlt sich der Rückweg durch den „Giardino delle Rose“, einem japanisch inspirierten Garten, der nicht nur wegen seiner gepflegten Flora fasziniert: Immer wieder trifft man dort auf herausgeputzte Hochzeiter. Asiatische Brautpaare, die sich hingebungsvoll in Pose werfen, um sich von höchst routiniert agierenden örtlichen Fotografen ablichten zu lassen: Nach ein paar kurzen Haltungstipps für ein optimales Ergebnis macht es „klick, klick, klick“, dann heißt es sogleich „thank you“ und „good bye“ und weiter geht's zum nächsten fernöstlichen Engagement.

#### DIE GÄSTEWELLE AUS ASIEN

ist so auffällig, dass auch Rai 3, der regionale TV-Sender, davon

Kenntnis genommen hat. Vor allem die Besucher/innen aus China, so Rai 3, sollen Gefallen an der Toskana finden. Eine im Fernsehstudio dazu befragte Tourismusexpertin erklärt dieses Phänomen mit der Faszination für das Fremde: Das Italienische, in Sprache und Kultur grundverschieden vom Chinesischen, begeistere die Bewohner/innen des Reichs der Mitte durch seine völlige Andersartigkeit so sehr, dass es sie in Heerscharen nach Florenz zöge.

**IN DER TAT** sind Maos wohlstuierte Nachkommen kaum als Individualreisende anzutreffen, sondern treten, ihrem ideologischen Erbe entsprechend, zu 99,9% in Gruppen auf. Vorzugsweise unter der Obhut einer resoluten Landmännin mittleren Alters, die ihre Zöglinge knapp-forsch zu ausgedehnten Erkundungstouren antreibt.

**EIN SZENARIO**, das fatal an die Ameisenaufmärsche der Zeichentrickserie Biene Maja erinnert. Einerseits zum Schmunzeln, andererseits bestärkt es die bereits eingangs erwähnte Volksweisheit, dass Schönheit auch immer ihre Schattenseiten hat. *-mh*

## INFO-BOX



### worldwideweb

[www.museumflorence.com/de](http://www.museumflorence.com/de)  
[www.uffizi.firenze.it/](http://www.uffizi.firenze.it/)  
[www.firenze-oltrarno.net/deutsch/](http://www.firenze-oltrarno.net/deutsch/)  
<http://moked.it/jewishflorence/>

### Reisezeit & Unterkunft:

Florenz ist besonders im Frühling/Sommer ein Massenmagnet. Will man diesem Trubel hin und wieder entgehen, sollte man nicht direkt in Dom-Nähe nächtigen, sondern sich etwa im Antiquitäten- und Modeviertel Santa Maria Novella ein Zimmer buchen. Von diesem imposanten lokalen Zentrum ausgehend, lassen sich sowohl die Hauptsehenswürdigkeiten als auch Oltrarno und Santa Croce mühelos zu Fuß erreichen.

# Ein Denkmal für Deserteure

*Seit dem 24. Oktober hat Wien ein Denkmal für Deserteure. Genauer gesagt: für die Verfolgten der NS-Militärjustiz.*

Während die Wehrmacht über 20.000 Todesurteile gegen Deserteure aussprach, davon über 1.500 an Österreicher, scheint Österreich selbst nun in einer Gegenwart angekommen zu sein, in der man auf dem besten Weg zu einer vollständigen gesellschaftlichen Rehabilitation von Deserteuren oder Angehörigen von Widerstandsbebewegungen ist.

**DAFÜR KÄMPFT JEDENFALLS** das „Personenkomitee Gerechtigkeit für die Opfer der NS-Militärjustiz“, das auch den Anstoß für dieses Denkmal gab. Der 2008 gegründete Verein setzt sich für Betroffene ein, bringt das Thema Deserteure an die Öffentlichkeit und kämpft auch für Aberkennung von Ehrengräbern für verstorbene Nazis.

**WÄHREND DIE POLITISCHE** und juristische Rehabilitation von Deserteuren bereits 2009 erfolgte (damals rehabilitierte der Nationalrat die Opfer der Verfolgung durch die Wehrmachtsgerichte), ist die gesellschaftliche Anerkennung des Beitrags, den Wehrmachtsdeserteure und andere Opfer der NS-Militärgerichtsbarkeit zum Sieg über das NS-System geleistet haben, mit der Eröffnung des Denkmals zumindest in die richtige Richtung geführt worden. „Für mich ist der heutige Tag nicht nur erfreulich, sondern auch ein Tag der Genugtuung“, sagte der 92-jährige ehemalige Deserteur der Wehrmacht und Präsident des bereits erwähnten Personenkomitees, Richard Wadani bei der Eröffnungsfeier.



**BEREITS 2010** hat die rot-grüne Wiener Landesregierung ein solches Denkmal in ihr Koalitionsprogramm aufgenommen. Im Oktober 2012 wurde nach längerer Diskussion der Ballhausplatz als künftiger Gedenkort bekannt gegeben, nachdem der damalige Verteidigungsminister Norbert Darabos noch kurz vorher überlegt hatte, die Krypta, in welcher der Gefallenen beider Weltkriege gedacht wird, neu gestalten zu wollen und das Deserteursdenkmal quasi mit den Soldaten der Wehrmacht und den SS-Offizieren zusammenzulegen. Der Protest war nicht nur bei den knapp 100 noch lebenden Deserteuren groß.

**DIE JETZIGE SKULPTUR** des aus Halle an der Saale stammenden, in Berlin lebenden Künstlers Nicolai stößt auf breite Zufriedenheit. Sie greift die klassischen Elemente eines Mahnmals „Sockel“ und „Inschrift“ auf, arrangiert diese aber anders als traditionelle Kriegerdenkmäler. Ein überdimensionales, liegendes X bildet den dreistufigen Sockel, in dessen dritte Ebene die nur von oben lesbare Inschrift „all alone“ eingelassen ist. Es ist ein Gedicht des schottischen Künstlers Ian Hamilton Finlay.

**DIE SKULPTUR** soll jenen Respekt erweisen, die eine eigene Entscheidung treffen, sich der Fremdbestimmung widersetzen und sich durch ihr eigenständiges Handeln gegen das geltende System stellen.

**DASS ÖSTERREICH ERST 70 JAHRE** nach Kriegsende die Opfergruppe der Deserteure und Kriegsdienstverweigerer ehre und sie lange als Verräter abgestempelt habe, sei sehr bedauerlich, sagte Bundespräsident Heinz Fischer bei der Eröffnung. „Das ist etwas, wofür man sich entschuldigen und schämen muss.“

**LEIDER SEHEN DAS** nicht alle so: „Ein Deserteur ist kein Opfer, sondern ein Täter“, soll etwa FPÖ Obmann Heinz Christian Strache laut Zitatesammlung des Vereins „Personenkomitee Gerechtigkeit für die Opfer der NS-Militärjustiz“ im Jahr 2005 gesagt haben.

**DARAUF KANN MAN** aber passend patriotisch kontern: „Wer den Deserteur verraten hat, hat damit auch Österreich verraten“, sagte Theodor Mayer-Maly, Leiter der Staatsanwaltschaft Wien, 1946. *-hr*

# Sterben verboten!

*Der Tod ist dem Leben entrückt. In unserer Gesellschaft gleich in mehrerlei Hinsicht. Denn gestorben wird nicht mehr – jedenfalls nicht, solange es die Medizin verhindern könnte. Vom absurden Verhältnis einer Generation zum natürlichen Ende des Lebens.*

„Herr Doktor, Sie können die Mama ja nicht einfach so sterben lassen!“ Der verzweifelte Aufschrei der Kinder, unfähig, sich von ihren hochbetagten Eltern zu lösen. Oft hat der Arzt Günther Loewit ihn nun schon vernommen. So beklagenswert jeder Abschied scheint – wer das Leben geschenkt bekommt, muss auch den Tod in Kauf nehmen. Loewit hat sich Gedanken gemacht: über eine Gesellschaft, in der Sterben nicht mehr als Konstante akzeptiert wird. Das Resultat: ein neues Buch. Erneut kritisch, erneut fragend, erneut einfühlsam und doch direkt.

**DIE PROBLEMSTELLUNG:** Einer Gesellschaft, die sich in der zunehmend urbanen Anonymität verkriecht, muss man das Thema Tod förmlich aufdrängen. Was für ein Tabu: Schlicht und leise gestorben wird heute nicht mehr. Höchstens unter klinisch sauberen Bedingungen, in einem Krankenhaus, betreut von einer Armada

an Menschen in weißem Kittel. Zu Hause sterben? Der Wunsch der meisten Menschen wäre es – doch geschieht es allzu selten.

## EINEN INTERESSANTEN BOGEN

zieht Loewit in „Steben – Zwischen Würde und Geschäft“: Von der Geburt zum Tod. Dabei betrachtet er die Parallelen, die diese singulären Lebensereignisse verbinden: Auf die Geburt hat der Mensch (der gerade geboren wird) keinen Einfluss. Es muss passieren. Wie, wo, unter welchen Umständen ist ganz egal. Das Kind. Muss. Raus.

**DER TOD:** Irgendwann – im besten Fall spät im Leben und ohne komplizierte Krankheitsbilder – stirbt der Mensch. Das Herz hört auf zu schlagen, das Blut versorgt das Hirn nicht mehr mit Sauerstoff, die Organe beenden ihre Arbeit. Wo, wie, unter welchen Umständen: ganz egal. Es muss sein. Unweigerlich.

**DOCH WIRD HEUTE** nicht mehr an Altersschwäche zu Hause gestorben. Nein, es wird diagnostiziert, prognostiziert, analysiert, dialysiert, chemotherapiert. Lungenentzündung, Herzinfarkt, Schlaganfall stehen auf der Sterbeurkunde. Alte gehen nur unter Protest, Kinder verlangen den Ärzten alles ab, um die Eltern am Leben zu erhalten. Da wird der 93-jährigen Urli eine neue Hüfte implantiert. Opa bekommt mit 87 die fünfte Chemotherapie.

**VERDRÄNGUNGSMECHANISMUS DER SPASSGESELLSCHAFT**, Lebensverlängerungsindustrie, Abschiebungsstrategien – Schlagwörter, die Loewit in seinem Buch prägt. Als Schulmediziner durch und durch ruft er zu einem Überdenken der individuellen Situation auf. Ist es wirklich notwendig, dass ein 79-jähriger Familienvater mit Nahrung per Sonde und starken Medikamenten künstlich am Leben erhalten wird? Obwohl die Umwelt ebenso wenig Anteil an

ihm nehmen kann wie umgekehrt. Kann man die Großmutter, fast blind, nicht mehr der Artikulation und selbständigen Nahrungsaufnahme fähig, leidend an den unzähligen Metastasen ihres Leberkarzinoms, nicht einfach gehen lassen. Zu Hause, in ihrem Bett, umgeben vom Kreis ihrer Liebsten?

**DAS BUCH SEI** für alle geschrieben, die über das Leben nachdenken wollen und begreifen, dass man den Tod weder systematisch ausblenden sollte, noch vor ihm Angst haben muss, erklärt der Autor. Und setzt sich damit für einen Abschied in Ruhe und Würde ein. Dem beizeiten friedlich stattgegeben werden darf. *-gs*



Dr. Günther Loewit,  
„Sterben – Zwischen  
Würde und Geschäft“  
Haymon Verlag,  
Innsbruck 2014

**„Es ist nicht schlimm zu sterben. Es wäre schlimm, nie geboren worden zu sein.“**

*Es wird immer schwieriger, jemanden sterben zu lassen. Vor allem die Medizin empfindet den Tod als Feind. Doch der Tod kommt sowieso. Günther Loewit stellt sich die Frage, um welchen seelischen Preis wir ihn annehmen.*

*Die Normierung des Sterbens und die Qualitätssicherung des Todes. Ist es so drastisch?*

Günther Loewit: Ja, und es wird schlimmer. Es gibt immer mehr Regeln, die den Tod betreffen. Ärzte arbeiten in der Notaufnahme nur noch nach Scores – was ist in welchem Fall wann zu tun. Doch das sollte man wieder in den Hintergrund rücken. Die individuelle Bedürftigkeit der Sterbenden und ihrer Umgebung sollte primär zur Therapieoptimierung herangezogen werden.

*Welchen Stellenwert hat der Tod?*

Loewit: Der Tod ist viel stärker, als wir glauben. Und er entzieht sich allem. Doch wir versuchen, ihn zu regulieren – als würden wir die Sonne oder die Schwerkraft gesetzlich regulieren wollen.

*Die ganzen Regulativen, wem dienen die?*

Loewit: Der Absicherung einer unsicher gewordenen Gesellschaft. Wir reden nicht mehr mit Patienten, deren Tod offensichtlich bald stattfinden wird. Stattdessen pumpen wir sie mit Medikamenten voll, unterziehen sie unnötigen, schmerzhaften Operationen – nur um die Lebensdauer zu verlängern, nicht aber die Lebensqualität zu verbessern. Denn das können auch Ärzte ab einem gewissen Punkt nicht mehr. Es würde viel mehr Arbeit bedeuten, wäre aber menschlicher, zu sagen: „Nein, jetzt gibt's keine Heilung mehr, jetzt kommt nur mehr der Tod. Aber wir werden diesen Weg gemeinsam gehen, sie werden nicht leiden und keine Schmerzen empfinden.“

*Sehr plakativ verkürzt: Sie schreiben im Buch, wenn man seine Gene weitergegeben hat, stirbt es sich leichter. Was ist mit den Menschen, die das nicht können?*

Loewit: Nein, es geht nicht um Gene und um eigene physische Kinder. Sondern, sich zu engagieren, erfüllt zu leben, seine Lebenswerte weiterzugeben. Dafür ist die menschliche Fortpflanzung nicht notwendig – sonst gäbe es auch keine Homosexualität, die ich als natürlich betrachte. Ich bin ein absoluter Befürworter eines homosexuellen Anteils einer Gesellschaft, weil ich das als ganz wertvoll empfinde.

*Warum können dann viele nicht loslassen?*

Loewit: Weil man das Leben als Hit betrachtet. Aber eine permanente Aneinanderreihung an Hits ist mehr ein Geschäfts- als ein Lebensmodell. Ich empfinde es als notwendig, erfüllt zu leben – das heißt auch, erfüllt zu arbeiten. Die Nachspeise, der Zucker in unserem Leben, braucht eine vernünftige Relation zur Hauptspeise. Sonst werden wir fett davon und süchtig danach – das ist ungesund.

*Das Tabuthema Tod in Buchform – was wollen Sie damit erreichen?*

Loewit: Es soll ein versöhnliches Buch sein. Es soll ein Versuch sein, den Tod als integralen und

versöhnlichen Teil des Lebens darzustellen. Und vor allem möchte ich den Menschen die Angst nehmen.

*Das Interview führte Günter Stummvoll.*



**DR. GÜNTHER LOEWIT** ist Arzt in Marchegg, NÖ. Der Schulmediziner aus Überzeugung wollte selbst nie Kinder, hat nun aber drei und bezeichnet sie als das Schönste, das in seinem Leben passieren konnte. Emotionale Themen, die Medizin und Gesellschaft betreffend arbeitet er in seinen empfindsamen Büchern auf.

# Verzauberte Wälder

„Die niederösterreichischen Donau-Auen sind eine Welt für sich und wer nur die Wälder und Gebirge, sowie die Ebenen dieses Landes kennt, ahnt nicht, dass in unmittelbarer Nähe der Weltstadt eine noch recht einsame und ganz für sich allein charakteristische Wildnis besteht“ – machte Kronprinz Rudolf von Österreich 1888 seiner Begeisterung für die von Wasserwegen und Auwäldern verschlungene Traumlandschaft hinter der österreichischen Hauptstadt Luft.

**IN ÖSTERREICH** gibt es sechs Nationalparks: Die Donau-Auen in Wien und Niederösterreich, das Gesäuse in der Steiermark, die Hohen Tauern in Salzburg, die Kalkalpen in Oberösterreich, der Seewinkel im Burgenland und das niederösterreichisch-tschechische Thayatal. In ihrer Unterschiedlichkeit verkörpern sie die enorme Bandbreite natürlicher Vielfalt dieses Landes.

**DER ZUSAMMENSCHLUSS** „Nationalparks Austria“ hat nun ein Kunstbuch mit dem Titel „blick.dicht“ herausgegeben, in dem Kuriositäten und Schönheiten aus den sechs österreichischen Nationalparks versammelt wer-

den, um die Faszination und Schönheit dieser Naturgebiete zu präsentieren. Das ist ihnen, vor allem dank der Fotografin Chloé Thomas, sehr gut gelungen.

Die französische Grafik-Designerin und Fotografin ist Absolventin der renommierten „École Nationale Supérieure des Arts Appliqués et des Métiers d'Art“ und hat sich nach Jahren in Paris seit einiger Zeit in Wien niedergelassen. Für die „Nationalparks Austria“ hat sie alle sechs Parks besucht, sich von Nationalparkrangerern herumführen lassen und ihre Eindrücke im Buch grafisch aufbereitet. Es sind ruhige, zurückhaltende, und dennoch enorm beeindruckende Aufnahmen von der Natur, die Chloé Thomas im Buch präsentiert. Die angenehme Menschenleere, das Fehlen von Freizeitbespaßung und künstlicher Action macht diese Form der Öffentlichkeitsarbeit so einzigartig. Beworben wird nichts außer der manchmal kargen, manchmal tierreichen Wildnis der Natur.

**DAS KANN EIN DSCHUNGEL-ARTIG** verwachsener Eichenwald am Umlaufberg im Thayatal sein,

inmitten dessen sattgrünen Farbtons eine ebenso grüne Smaragdeidechse sitzt. Mit Archivbildern von Bärgebissen, Edelkrebse und anderen Sammelobjekten, die in den Parks gefunden wurden, sind die atmosphärischen Aufnahmen von Chloé Thomas angereichert.

**ANDERSWO IST DER BETRACHTER** fasziniert von der eisgrauen Enns, die sich im Gesäuse „milchweiß wallend wie Schaumwein, tosend durch das Gefelse bricht“ (Peter Rosegger, 1880). Natürlich kommen auch die Bewohner, die Tiere, nicht zu kurz. Vom ungarischen Steppenrind am Neusiedler See zum Alpenmurmeltier in den Hohen Tauern über die Raubkatze im Thayatal.

**DER MENSCH** taucht in diesem Buch, abgesehen von literarischen Zitaten längst vergangener Spaziergänger, eigentlich nur an einer einzigen Stelle auf: Der Nationalpark Thayatal war Grenzgebiet und Zeuge beim Fall des Eisernen Vorhangs. Ein graues Foto einer Tür im meterhohen Stacheldrahtzaun, daneben ein Geweih eines toten Wilds, von Stacheldraht umwickelt. Und eine Seite weiter eine persönliche Erinnerung zur Wiedereröffnung der Hardegger

Brücke, die während des kalten Krieges Symbol der Trennung war. Gerade hier blieb die Vegetation lange Zeit nahezu unberührt – ähnlich wie im burgenländischen Nationalpark Neusiedlersee an der ungarischen Grenze. „Dort, wo so viele Jahre Ruhe und trostlose Leere herrschten, wogte eine Menschenmenge über den Fluss und zurück, fand man kaum einen Platz zum Stehen“, erzählt eine Hardeggerin, die zum ersten Mal über die Hardegger Brücke geht und ihre Stadt von der anderen, tschechischen Seite aus betrachten darf. *-hr*



Chloé Thomas – Nationalparks Austria: blick.dicht. Kuriositäten und Schönheiten aus den sechs österreichischen Nationalparks. Verlag Kremayr & Scheriau Wien 2014

Ein kleiner Tipp mit Wien-Bezug: Cloé Thomas betreibt mit „Sous-Bois“ einen bunten Papeterie-Laden in der Neustiftgasse 33 [www.sous-bois.at](http://www.sous-bois.at)

# Von der Schönheit des Schaffens

*Mit der Ausstellung „Ich bin ich“ feiert das Wien Museum 100. Geburtstag von Mira Lobe und Susi Weigel. Die Schriftstellerin und ihre Illustratorin waren das erfolgreichste Kinderliteratur-Duo der Nachkriegszeit.*

Ein rosa-weiß-kariertes Stoffwesen mit orangen Schlappohren, blauem Wollfäden-Pony und -Schwanz spaziert vergnügt durch eine Blumenwiese – bis es auf einen Laubfrosch trifft, der von ihm wissen will: „Wer bist denn du?“ Verwirrt stellt es fest: „Das weiß ich nicht“. Vom Frosch dafür als „dumm“ erklärt, begibt sich das namenlose Etwas auf Selbstsuche. Doch alle seinen Weg kreuzenden Tiere – von Pferd über Fisch bis Papagei – verneinen seine Zugehörigkeit zu ihrer jeweiligen Spezies. An der eigenen Existenz zweifelnd, hat es dem Weinen nah plötzlich die rettende Eingebung: „Sicher gibt es mich – ich bin ich.“ Dieses neue Selbstverständnis des kleinen „Ich bin ich“ spiegelt sich fortan auch in seiner Wahrnehmung durch andere, die ihm nun wohlwollend bestätigen: „Du bist du.“

**DIE GESCHICHTE** des um seine Identität ringenden Textilgeschöpfs, die erstmals 1972 im Jungbrunnen Verlag erschien, wurde bis dato – in 40 Neuauflagen und Dutzenden Übersetzungen – über eine Million Mal verkauft. Grund für ihre ungebrochene Popularität ist zum einen Mira Lobes mit beschwingten Reimen transportierte Botschaft, sich so anzunehmen, wie man ist, auch wenn man dabei in keine gängige Schublade passt. Denn, so Lobe: „Der tiefere Sinn der Schreiberei für Kinder ist meiner Meinung nach der, dass sie zur Selbstbestimmung gebracht werden sollen.“

**ZUM ANDEREN** ist der anhaltende Erfolg dieses Werks der nicht minder genialen visuellen Umsetzung von Susi Weigel zu verdanken: Die zwei Frauen, die einander in den 50er-Jahren in der Redaktion des Kindermagazins „Unsere Zeitung“ kennenlernten, verband eine jahrzehntelange, von gegenseitiger Wertschätzung getragene



# ICH BIN ICH

MIRA LOBE UND SUSI WEIGL

PROGRAMM FÜR KINDER  
UND ERWACHSENE

Zusammenarbeit, in der über 40 gemeinsame Bücher entstanden. Neben „Das kleine Ich bin ich“ zählen zu den bekanntesten Titeln etwa „Bärli Hupf“ (1957), „Die Omama im Apfelbaum“ (1965) oder „Die Geggis“ (1985).

**DIESEM FRUCHTBAREN MIT-EINANDER** zwischen Lobe und Weigl widmet sich auch der Großteil der in Kooperation mit dem Ludwig Boltzmann Institut zustande gekommenen Schau im Wien Museum, die beweist: Selbst im Prä-Internetzeitalter und über räumliche Distanzen hinweg klappte die Kommunikation zwischen den beiden hervorragend. Während Lobe in Wien weilte, hatte Weigl ihren Lebensmittelpunkt in Vorarlberg, wohin Ersterer ihre stets handschriftlich verfassten Textideen schickte. Diese wurden von der Empfängerin kommentiert, nicht selten auch mit kleinen Zeichnungen versehen. Im Zuge ihrer Korrespondenzen kreierte die auf einander eingespielten so manches interne Kürzel wie

etwa das immer wiederkehrende „P-S“: Es stand für die gebotene „Plan-Sorgfalt“ bei ihrem Tun.

**GEMÄSS LOBES CREDO** „produzieren ist schön, einfach schön, da fühlt man sich leben“, werden auch die kleinen Besucher/innen der Ausstellung zum aktiven Gestalten angeregt. Dass die Kinder mit Hingabe bei der Sache sind, bezeugt eine ganze Wand voller Buntpapier-Collagen, inspiriert von der 1961 veröffentlichten Lobe-Weigl-Ko-Produktion „Hannes und sein Bumpam“. „Bumpam“ nennt Titelheld Hannes sein im Kindergarten mit den Fingern aus Buntpapier gerissenes Fabelwesen, mit welchem er sich nächstens auf (Fantasie)reisen begibt. Die Bastelschere wurde Hannes nämlich von der Hortpädagogin entwendet, nachdem er sich im Feuereifer seines Schaffens eine Haarlocke abgeschnitten hatte. Von Burgschauspieler Cornelius

Obonyas Stimme beschallt, können Groß und Klein, auf einer langen Holzbank sitzend, der nach wie vor bezaubernden Geschichte lauschen – und dabei die Zeit vergessen.

**DASS LOBES WERK** stets Sympathie für die Nöte von vermeintlichen Außenseitern und Außenseiterinnen bekundet, beruht wohl auf eigenen Erfahrungen. Die 1913 im sächsischen Görlitz als Hilde Mirjam Rosenthal in eine jüdische Familie Geborene wusste, was es heißt, ausgegrenzt zu sein: Aufgrund ihrer Herkunft wurde ihr ein Hochschulstudium verwehrt, woraufhin sie eine Mode- und Textilausbildung in Berlin abschloss. Zu schreiben begann die 1936 schließlich vor dem Nazi-Terror nach Palästina Geflüchtete ebendort, in den späten 40er-Jahren, nach der Geburt ihrer beiden Kinder, deren Vater der deutschstämmige Schauspieler Friedrich Lobe war.

**ALS JENER 1950** ein Theaterengagement in Wien annahm, remigrierte die Familie.

**IN WIEN ANGELANGT**, veröffentlichte Lobe zunächst in kommunistischen Verlagen und KPÖ-nahen Publikationen, wofür sie naturgemäß bei den Konservativen aneckte und im linken Lager Gefallen fand. Ihr Engagement für Gleichberechtigung und Gerechtigkeit war aber nicht nur schriftlich, sondern konsequent gelebt: Lobe teilte mit Weigel stets halbe-halbe die Einnahmen für das gemeinsam Geschaffene.



**UND BEI DER GRÜNDUNG**

der „Gruppe“ (1968), einer Vereinigung von Kinder- und Jugendbuchautoren und -autorinnen,

integrierte sie die erst 19-jährige Illustratorin Christina Oppermann-Dimow. Letztere war neben Angelika Kaufmann und Winfried Opgenoorth ebenso mit der visuellen Umsetzung ihrer Texte betraut, wie im Wien Museum zu sehen.

**SORGFÄLTIG KONZIPIERT**, bietet die Ausstellung sowohl eine Fülle an Informationen zum Entstehungsprozess der Werke als auch simplen Spaß für jedes Lebensalter:

**SO ERTÖNT Z.B.** aus dem Inneren einer wippenden Hängematratze für die Kleinen die Musical-Version von „Valerie und die Gute-Nacht-Schaukel“. Weiters können Jung und Alt in einer Buchstabenkiste wühlen und Wortspiele-reien an die Wand kleben. Besonders beeindruckend ist jedoch die Bücherin-stallation: 100 Werke von Lobe – großteils Leihgaben des Jungbrunnen Verlags – baumeln frei schwingend von der Decke, darunter stehen Sitzhocker fürs be-queme Schmökern.

**EIN ERSCHÖPFT WIR-KENDER VATER** liest sei-nem Sohn die Geschichte der miteinander verfeinde-ten grünen „Sumpfgeggis“ und roten „Felsgeggis“ vor. Behutsam fragt er seinen Nachwuchs: „Haben wir schon genug?“ „Nein, nein, nein!“ ist die Antwort. Tja, Papa, da musst du durch. Und danach wartet die „Geggis“-Spielstation samt veganem Speisehaus auf Gäste. *-mh*

[www.wienmuseum.at](http://www.wienmuseum.at)



#### Zur Autorin:

Die im deutschen Görlitz geborene Mira Lobe (1913 –1995) lebte nach

ihrer Rückkehr aus Palästina, wohin sie vor den Nazi geflohen war, in Wien. Sie verfasste 100 Kinderbü-cher, die in 30 Sprachen übersetzt wurden. [www.miralobe.at](http://www.miralobe.at)



#### Zur Illustratorin:

Susi Weigel (1914–1990) absolvierte die Hochschule für Angewandte

Kunst. Während des Krieges war sie Trickfilmerin und Illustratorin in Berlin. Nach ihrer Rückkehr in ihre Heimat Österreich arbeitete sie fast ausschließlich mit Mira Lobe, für die sie ca. 45 Bücher gestaltete.

### Mira-Lobe-Termine im Wien Museum (Eintritt frei):

**So, 8. Feb.,** 14 -19 Uhr: Lobe-Lesemarathon mit 25 Prominenten wie etwa Christine Nöstlinger, Barbara Coudenhove-Kalergi oder Danielle Spera

**Di, 24. Feb.,** 18.30 Uhr: Kulturwis-senschaftler Georg Huemer präsen-tiert seine große Lobe-Biografie

# Ein gar sinnhafter Tanz

*Der Wiener Kongress jährt sich zum 100. Mal. Oft wurde über die rauschenden und teuren Feste des europäischen Balanceakts zur Neudefinition der Staatsgebiete berichtet. Kostspielige Feste, die jedoch essentiell zum gelungenen Kongress beitrugen.*

Der Kongress tanzt. Die Schlagzeile ziert jedes Geschichtsbuch zum Thema. Dabei bedarf es einem differenzierteren Blick. Denn nimmt man es genau, umfassten die ursprüngliche Planung des Hofmeisters nicht die überschwänglichen und pompösen Feste, an die heute jeder beim Stichwort Wiener Kongress denkt.

**FÜRST FERDINAND VON TRAUTTMANNSDORFF**, zur Zeit des Kongresses (1814-1815) Obersthofmeister am Kaiserlichen Hofe zu Wien, hatte seine Festplanung bereits im Frühjahr 1814 abgeschlossen. Schließlich sollte hier der politische Tanz um die Staatsgrenzen Europas bereits beginnen. Und diese Planung zeigte sich erstaunlich unspektakulär. Lediglich zwei Redouten, ein Konzert, ein paar Bälle im Zeremoniensaal der Hofburg, Aufführungen in den Hoftheatern (wobei hier nur die entsprechenden Logen gemietet wurden), ein Feuerwerk im Prater und ein Volksfest im Augarten waren vorgesehen. Für die damalige Zeit kein besonders

übertriebenes Programm. Vor allem nicht unter der Anwesenheit zweier Kaiser- und vierer Königsfamilien, nebst Diplomaten aller europäischen Staaten.



Delegierte des Wiener Kongresses. Kupferstich von Godefroy. Vorne stehend: Fürst Metternich. (© BPD)

**WARUM DEM KONGRESS** der Ruf einer gigantischen Party des beginnenden 19. Jahrhunderts nachhallt, liegt vor allem an der Tatsache, dass diese Planungen (glücklicherweise) nicht bestehen blieben.

**ERST EINMAL LIESSEN** es sich viele der (reichen) Adeligen in Wien nicht nehmen, eigene Bälle in ihren Palais und Schlössern um Wien zu veranstalten. Außerdem musste der Hofstaat dann doch nachlegen. Was letztlich zum großen Glück passierte: Die Verhandlungen, die bereits zuvor in anderen Ländern über steinigtes Gelände gerumpelt waren, stockten gleich zu Beginn. Gesandte und Gekrönte stritten lange um die Neuordnung Europas und eine Einigung schien immer weiter in die Ferne zu rücken.

**HEUTE KÖNNTE MAN** die Partys wohl Bonding-Events nennen. Da kamen sich wegen diverser komplizierter Besitzansprüche über ganze Landstriche im Zickenkrieg liegende Herrscher beim Gläschen Champagner und dem Kaviar-Souper näher. Da wurde in den Logen der Hoftheater über Persönliches geplauscht und am nächsten Tag in den Verhandlungen ging es ebenso streng zur Sache, nur kannte man sein Ge-

genüber wohl besser, was allgemein zur angenehmeren Stimmung am Kongress beitrug.

**DIE WICHTIGSTEN SPIELSTÄTTEN** der musiktheatralischen Aufführungen waren damals das Kärntnerorttheater, das Schlosstheater in Schönbrunn und das Theater an der Wien. Es kam mitunter vor, dass bei einer Aufführung (von Jean Pierre Aumers Balett „Nina, oder Wahnsinn aus Liebe“ die berühmte Pariser Ballerina Emilie Bigottini tanzte und) neben der Zarin von Russland gleich das Königspaar von Bayern, der König von Württemberg, Erzherzog Karl, Telletrand und Hardenberg im Publikum saßen. So wurden viele Aufführungen von allen zu inoffiziellen Staatsakten. –gs



Reinhard Stauber: Der Wiener Kongress. Böhlau UTB. Diese Darstellung des Wiener Kongresses ist zur Gänze aus Originaldokumenten

gearbeitet und dokumentiert ausführlich und präzise den schwierigen Gang der Verhandlungen und ihre Ergebnisse in einer europaweiten Perspektive.

# Eine Vogelwarte für Österreich

*112.052 Vögel wurden im Januar 2014 im Rahmen einer winterlichen Zählaktion von BirdLife Austria in Österreich gezählt. Die Lebensgewohnheiten und Reisewege der Winter- wie auch der Zugvögel besser kennenzulernen, ist Ziel der neuen Vogelwarte in Wien.*

Für Freunde der Vogelforschung geht nun endlich ein langersehnter Wunsch in Erfüllung: Österreich bekommt eine eigene Vogelwarte. 2016 soll sie auf dem Wilhelminenberg am Konrad-Lorenz-Institut für Vergleichende Verhaltensforschung errichtet und vom italienischen Ornithologen Leonida Fusani geleitet werden.

Schon jetzt ist man mit dem Aufbau von Datenbanken und nötiger Infrastruktur beschäftigt. 2016 sollen dann die Forschungen beginnen. Das Hauptinteresse der Vogelwarte wird die Beschäftigung mit den Zugvögeln sein, die sich in und über Österreich bewegen. Von Interesse sind dabei auch deren Rast- und Nistplätze. Diese sollen in Plänen festgehalten werden, um

den Vögeln bessere Schutzgebiete schaffen zu können. Um sie überhaupt zu finden werden den Vögeln kleine nummerierte Ringe an die Krallen montiert. Die auf diese Weise nachvollzogenen Flugrouten und Ruheplätze sind unter anderem für die Planung von Windkraftanlagen wichtig.

„Wir wünschen uns seit Jahren eine Vogelwarte für Österreich“, freut sich auch Norbert Teufelbauer von der Vogelschutzorganisation BirdLife. Zwar gebe es vereinzelt private Initiativen, aber eine nationale Koordination, die an eine wissenschaftliche Institution angeschlossen ist, vom Wissenschaftsministerium finanziert wird und Langzeitprojekte ermöglicht, gibt der Vogelforschung in Österreich ganz neue Möglichkeiten.

Die Organisation Birdlife Österreich ist bereits seit 65 Jahren aktiv in der Erforschung und dem Schutz heimischer Vögel. Hier werden etwa Rote Listen gefährdeter Arte erstellt oder der „Brutvogelatlas“, der etwa auch für Wien erhältlich ist.

„Generell lässt sich sagen, dass einige Arten in Österreich sehr stark abgenommen haben, vor allem bei den Insektenfressern wie dem Roten Falken und der Blauracke ist das der Fall“, so Teufelbauer. „Andererseits konnten hochgradig gefährdete Arten wie der Seeadler oder der Kaiseradler durch bestimmte Schutzmaßnahmen wieder vermehrt beobachtet werden“, ist er erfreut.

Um sich einen Überblick zu verschaffen ruft BirdLife alljährlich im Januar zur „Stunde der Wintervögel“ auf. 2015 findet diese österreichweite Vogelzählung erstmalig viertägig vom 3.-6. Januar statt. So viele Menschen wie möglich sollen eine Stunde lang in ihrem Garten oder

ihrer Region Vögel zählen und bestimmen. Ziel ist es, langjährige Trends zu erfassen, denn über Wintervögel gibt es bislang wenig wissenschaftliche Erkenntnisse, zum Beispiel darüber, wie sie sich an die kalte und futterarme Jahreszeit anpassen, welche Vögel von der Winterfütterung profitieren oder wie sich der Klimawandel auf sie auswirkt. Der am meisten verbreitete Wintervogel war in ganz Österreich 2014 die Kohlmeise. Den zweiten Rang nahm in Wien überraschenderweise die Saatkrähe ein – eine Vogelart, die aus dem Nordosten im Winter in die Stadt kommt, weil sie hier mehr Essen und mildere Temperaturen findet.

Lust bekommen, mitzuzählen? Alles über die Aktion „Stunde der Wintervögel“ auf <http://www.stunde-der-wintervoegel.at> *-hr*



## Der Vogelforscher Leonida Fusani

*Leonida Fusani ist Leiter der ersten Vogelwarte Österreichs. Er wurde 1964 in Florenz geboren und studierte dort Klavier und Biologie.*

Nach seiner Dissertation im Bereich der akustischen Kommunikation an der Universität Cambridge arbeitete er am Max Planck-Institut für Ornithologie, danach folgten Forschungsaufenthalte in Panama, Italien und den USA. Seit September hat er eine Doppelprofessur an der Universität Wien und der Vetmeduni Wien.

Neben der Vogelwarte leitet Fusani auch die Abteilung für Ornithologie am Konrad-Lorenz-Institut für Vergleichende Verhaltensforschung der Vetmed.

*Warum gab es bisher keine Vogelwarte in Österreich?*

Bisher hat die Vogelberingung (dabei wird ein nummerierter Metallring um den Fuß des Vogels befestigt, um seine Flugrouten nachzuverfolgen) immer von der deutschen Vogelwarte Radolfzell am Bodensee stattgefunden. Schon seit den 1950er Jahren werden die öster-

reichischen Ornithologen auf diese Weise unterstützt.

Zur Gründung in Österreich: Normalerweise werden Vogelwarten von wissenschaftlichen Institutionen wie Museen oder Universitäten gegründet und finanziert. Die österreichische Vogelwarte wird aus einer speziellen Subvention des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung (bmwfw) an die Universität Wien und die Veterinärmedizinische Universität Wien finanziert. An dieser Subvention hängt auch meine neue Professur für Ornithologie.

*Warum eine Vogelwarte gerade in Wien? Da gibt es doch sicher bessere Regionen zur Vogelbeobachtung?*

Nur die Zentrale wird in Wien sein. Hier werden die Vogelberinger geschult, die Datenerhebung und wissenschaftliche Projekte koordiniert. Eine weitere zukünftige Beobachtungsstation haben wir bereits gefunden, sie wird zurzeit renoviert und befindet sich zwischen Seebarn und Wagram. Hier werden wir vom Land Niederösterreich und der Gemeinde Grafenwörth unterstützt.

*Wie ist die Situation für Ornithologen in Österreich generell im internationalen Vergleich?*

Ornithologie hat in Österreich eine lange Tradition, aber mit Ländern wie die Schweiz, Großbritannien oder Schweden kann man hier nicht mithalten. Dort ist das Interesse einfach breiter gestreut. Das wollen wir mit der Vogelwarte langsam auch bei uns erreichen: verschiedenste Menschen bei ihren Vogelforschungen und –beobachtungen zu unterstützen und gleichzeitig die öffentliche Wahrnehmung für ornithologische Forschung und die Bedeutung der Vogelwelt für eine intakte Umwelt bewusstmachen. Das ist unser Ziel.

*Woran forschen Sie momentan?*

Ich beschäftige mich mit Vogelmigration. Wie entscheiden Vögel, dass sie fit genug sind, stundenlange Flüge über Meere oder Wüsten auf sich zu nehmen? Wie schaffen sie es, Fett anzusammeln und hundert Prozent ihres normalen Körpergewichtes zuzunehmen und es dann in wenigen Tagen auch wieder zu verlieren? Wir wissen zwar mittlerweile viel über die Flugrouten von Zugvögeln, aber

nur sehr wenig über die erstaunlichen körperlichen Fähigkeiten dieser Tiere. Solche Erkenntnisse könnten auch für die menschliche Gesundheitsforschung von Interesse sein.

*Das Interview führte Hanna Ronzheimer.*

# Die ältesten Europäer sind Wachauer

*Seit 1908 beim Bau der Donauuferbahn die elf Zentimeter große Statuette „Venus von Willendorf“ auftauchte, wird es nicht mehr leise um das verschlafene Dorf. Neueste Funde bringen wieder Erstaunliches ans Licht.*

Erneut müssen die Geschichtsbücher umgeschrieben werden. Denn die modernen Menschen kamen früher nach Mitteleuropa, als bisher angenommen. Und zwar gleich um zwei-, möglicherweise auch um viertausend Jahre früher.

## **KALTES, STEPPENARTIGES GEBIET**

– als solches könnte man die Wachau vor 43.500 Jahren bezeichnen. Zwar gab es eine Wärmeperiode, trotzdem war es bedeutend kälter als heute. Auch von den Wäldern, die heute die malerischen Weingärten eingrenzen, war keine Spur zu sehen. Doch es ist der Boden, der



die wunderbaren Entdeckungen möglich macht. Es gibt viele Schichten übereinander – die allerdings sehr unterschiedlich viele Funde zu Tage bringen. Sie sind aufgefächert wie ein Klimaarchiv. In einer der reichsten Fundschichten, ca. 40.000 Jahre alt, fanden sich bis zu 1.800 Fundobjekte pro Quadratmeter, erklärt Ausgrabungsleiter Philipp Nigst. Aber nur fünf Meter weiter nördlich fanden die Archäologen und Anthropologen nur mehr drei Objekte auf gleicher Fläche.

## **ZUDEM WURDEN**

hauptsächlich Steinwerkzeuge gefunden, da sich organische Materialien wie Knochen im feuchten Löss

schlecht halten. Die erhaltenen Knochen sind häufig verbrannt, was sie konserviert hat. Jedoch sind viele der Funde winzig klein – die wenigsten Fundstücke über zwei cm groß.

**IN DER GRABUNGSARBEIT** zwischen 2006 und 2012 stieß das internationale Forscherteam auf so genannte „Lamellen-Werkzeuge“. Diese sind ebenfalls sehr klein – einen Zentimeter breit und einige Zentimeter lang – und waren vermutlich Teile von Jagdwaffen. Sie sind typisch für die jüngere Altsteinzeit. Eine Zeit, die heute das Aurignacien genannt wird.

**WAS DEN FUND** nun so besonders macht, ist die nun mögliche, präzise Datierungsmethode. Während die gefundenen Steinwerkzeuge relativ unspektakulär sind, bedeuten vor allem die kleinen Schnecken für die Umweltrekonstruktion Bahnbrechendes. Diese Tiere reagieren auf Umweltänderungen sehr empfindlich – etwa auf Temperatur und Feuchtigkeit. Schon bei der kleinsten Klimaänderung kommen also ganz andere Arten von Schnecken vor.

**IN DIESER TUNDRAARTIGEN STEPPE** mit wenigen Nadelwäldern also kamen sie an, die ersten modernen Menschen. Ein paar Tausend Jahre früher als bisher gedacht. Und hatten damit bedeutend mehr Zeit, um auf Neandertaler zu treffen, sich

vielleicht mit ihnen zu vereinigen. Vielleicht aber auch um einer der Gründe für den Exodus dieser Spezies zu sein. Doch zu den Paarungen muss es gekommen sein, denn alle heutigen Menschen außerhalb Afrikas tragen anderthalb bis drei Prozent Neandertaler-DNA in sich.

**DIESES RÄTSEL** kann somit getrost als gelöst angesehen werden. Nun weiß man, wie es zu diesem Restbestand an Neandertaler-Erbgut kommen konnte. Neuesten Forschungen zufolge starb der Homo neandertalensis vor 40.000 Jahren aus. Bleibt also noch 3.500 Jahre für romantische interrasische Beziehungen. –gs

Die Studie „Early modern human settlement of Europe north of the Alps occurred 43,500 years ago in a cold steppe-type environment“ von Philipp R. Nigst et al. wurde in den „Proceedings of the National Academy of Sciences“ veröffentlicht.

## „Da werden noch einige Überraschungen kommen“

*Der Archäologe Philipp Nigst erzählt von den neuesten Erkenntnissen der Grabungen in Willendorf.*

*Was bedeuten die neuen Funden in Willendorf?*

Philipp R. Nigst: Erstens, sie belegen, dass der moderne Mensch Zentraleuropa vor ca. 43.500 Jahren besiedelt hat. Dies ist früher als in anderen Regionen Europas (z.B. Frankreich). Zweitens belegt diese frühe Besiedlung, dass in Zentraleuropa bereits moderne Menschen lebten, während in anderen Regionen, z.B. Westeuropa, noch Neandertaler lebten. Und drittens, können wir nun erstmals für eine Fundstelle in Zentraleuropa sehr genaue Angaben zu den Umweltverhältnissen und dem Klima machen.

*Welche Bedeutung hat Willendorf als Grabungsstätte?*

Nigst: Willendorf ist einmalig wegen seiner guten Erhaltung der Sequenz der Fundschichten. Aus dem Zeitraum zwischen 60.000 und 25.000 Jahren vor heute sind

fast alle Warm- und Kaltphasen des Klimas durch Palaeoboeden (warm) und Loess (kalt) dokumentiert. Das heißt, Willendorf ist ein wichtiges Klimaarchiv, das uns erlaubt, Veränderungen in den Umweltverhältnissen und die Reaktion der Menschen auf diese Veränderungen zu untersuchen.

*Was kann man noch von Willendorf erwarten?*

Nigst: Diese Grabungsstelle wird auch in den nächsten Jahren und Jahrzehnten Neuigkeiten preisgeben. Wir arbeiten noch an der detaillierten Analyse von gut 60 Prozent des zwischen 2006 und 2012 ausgegrabenen Fundmaterials. Da werden noch einige Überraschungen hervor kommen. Die Analysen sind sehr zeitaufwendig und die Publikation der Ergebnisse wird uns noch Jahre beschäftigen. Aber auch die alten Funde aus 1908, dem Entdeckungsjahr der Venus, können uns noch überraschen. Wir haben aus diesen alten Ausgrabungen viele Funde, aber wir haben viel weniger Informationen über den Kontext der Funde. Da

liegt an der – verglichen mit unseren Grabungen 2006 bis 2012 – sehr ungenauen Ausgrabung am Anfang des 20. Jahrhunderts – was für damals eine ganz ‘moderne’ Ausgrabung war.

*Ein Rückschluss der präzisen Datierungsmethode ist, dass Neandertaler und der moderne Mensch nun länger Zeit hatten, sich zu über den Weg zu laufen.*

Nigst: Eine längere zeitliche Überlappung der Neandertaler und modernen Menschen ist interessant, weil sie erstens die Möglichkeit eröffnet, dass unsere Spezies, der moderne Mensch, etwas mit dem Aussterben der Neandertaler zu tun haben könnte. Haben sich moderne Menschen mit Neandertaler getroffen? Wenn ja, was wäre der Effekt dieses Aufeinandertreffen? Waren wir einfach besser an die sich ständig ändernden Klimaverhältnisse angepasst? Haben mehr Kinder von modernen Menschen als von Neandertalern überlebt bis sie das Reproduktionsalter erreichen, und so die Neandertaler verdrängt? Wenn ja, welche Rolle spielten dabei biologische Unterschiede zwischen den beiden Menschenarten? Welche

Rolle spielten unterschiedliche soziale Netzwerke?

*Das Interview führte Günter Stummvoll.*



Philipp R. Nigst hat mit seinem Team zwischen 2006 und 2012 an der Venus-Fundstelle in Willendorf in der Wachau gegraben. Ein großer Teil der Funde wurde noch gar nicht untersucht und hat noch immer Potential, für weitere Überraschungen zu sorgen. Der Archäologie ist gegenwärtig Professor an der renommierten Cambridge University, UK.

# Wissenschaft als Intervention

*Die in Wien beheimatete Forschungsgruppe Ideologien und Politiken der Ungleichheit (FIPU) legt mit dem ersten Band ihrer geplanten Buchreihe zum Thema Rechtsextremismus einen starken Auftakt vor. Eine Empfehlung.*

„Forschungsgruppe“ und „Rechtsextremismus“ – das klingt nicht gerade nach Lesevergnügen, doch der vorliegende erste Band der geplanten Reihe straft dieses Vorurteil Lügen. Engagierte Wissenschaft zeigt sich hier als spannendes und facettenreiches Unternehmen, das Überraschungen bereithält und Aha-Erlebnisse ebenso liefert wie Stoff für Diskussionen. In der Einleitung legt die Forschungsgruppe offen, dass sie sich „weniger über den Forschungsgegenstand ‚Extreme Rechte‘ als über die Kritik an antiegalitären, antiemanzipatorischen und gruppenbezogen-menschenfeindlichen Anschauungen und Praktiken im Allgemeinen“ definiert und bringt damit auch den gemeinsamen Anspruch des Sammelbandes auf den Punkt. Fast alle Beiträge versuchen, die Zusammenhänge zwischen der

viel beschworenen „politischen Mitte“ und rechtsextremen Ideologien und Praktiken aufzuzeigen, und distanzieren sich von einem Extremismus-Begriff, der das „Extreme“ als Gegensatz zum „Normalen“ definiert und an den „Rändern“ der Gesellschaft verortet.

## THEMATISCH WIE STILISTISCH

unterscheiden sich die Beiträge stark voneinander – das macht das Lesen abwechslungsreich. Gleichzeitig hält jedoch die sorgfältige Begriffs- und Konzeptarbeit (die allerdings an einigen Stellen Redundanzen mit sich bringt) den Band zusammen, so dass die unterschiedlichen Aspekte sich tatsächlich zu einem Gesamtbild zusammenfügen. Ohne hier alle behandelten Themen anführen zu können, seien einige – vom subjektiven Blick der Rezensentin gefärbte – Beispiele herausgegriffen: Im ersten Abschnitt, der sich der kritischen Rechtsextremismusforschung widmet, findet sich ein prominent platzierter Beitrag von Judith Götz zur fehlenden Berücksichtigung der Kategorie

„Geschlecht“ in der Forschung zu Rechtsextremismus, dem es gelingt, sowohl die vorhandenen Ansätze zu würdigen, wie auch die Lücken kritisch auszuleuchten. Im zweiten Abschnitt, der sich wichtigen AkteurInnen widmet, überrascht ein Beitrag von Matthias Falter, der sich kritisch mit der Rolle des österreichischen Verfassungsschutzes auseinandersetzt und diesen als „Teil des Problems“ beschreibt. Als wichtige ideologische Elemente rechtsextremen Denkens wird von Lucius Teidelbaum die – bislang in der Rechtsextremismusforschung kaum behandelte – BettlerInnen- und Obdachlosenfeindlichkeit aufgegriffen und als Äußerungsform sozialdarwinistischen Denkens analysiert. Ein weiterer Beitrag von Carina Klammer widmet sich dem virulenten antimuslimischen Rassismus. Schließlich macht eine kritisch-solidarische Analyse antifaschistischer Proteste gegen den WKR-Ball das politische Anliegen des Buches noch einmal ganz deutlich: Die HerausgeberInnen sehen sich einer „radikal-reflexiven“ Wissenschaft verpflichtet, die sich „auch und vor allem an

Menschen [richtet], denen an der Kritik und letztendlichen Überwindung herrschender Verhältnisse gelegen ist.“

**ES IST DIE MISCHUNG** aus konzeptueller Grundlagenarbeit, teils überraschenden Themen und neuen Perspektiven und der explizit politischen Perspektive, die diesen Sammelband auszeichnet. Die geplante Fortsetzung der Reihe – die im Kontext des ehrgeizigen Ziels steht, der Rechtsextremismusforschung in Österreich eine akademische Plattform zu schaffen – kann deshalb mit Spannung erwartet werden. –*sm*



Forschungsgruppe Ideologien und Politiken der Ungleichheit (Hg. in): **Rechtsextremismus. Entwicklungen und Analysen – Band 1.** Wien: Mandelbaumverlag, 2014. **WWW:** <https://forschungsguppefipu.wordpress.com/>

# Radikale *Raw*volution in der Küche

*Bei einigen Wiener Gaststätten sind die Öfen (fast) aus. Das ist aber kein Grund zur Sorge, sondern Kalkül: Vegane Rohkost, ein weiterer aus den USA kommender Esstrend, findet auch bei uns regen Anklang.*

**AUF DER STETEN SUCHE** nach Leib und Seele gleichermaßen beglückenden Speisen hat sich in der Bundeshauptstadt eine neue Ernährungsform etabliert: Der Verzehr von rein pflanzlichem „Raw Food“, das bereits an drei Adressen – dem „Dancing Shiva“ im 7., dem „Raw Shop“ im 6. und der „Simply Raw Bakery“ im 1. Bezirk – exklusiv kredenzt wird. Einen wöchentlichen Rohkostteller gibt es auch in der „BioWerkstatt“ in der Biberstraße. Wer nun lustloses Stochern in geraspelten Karotten & Co visualisiert, liegt völlig daneben: Das Nicht-Gegarte dieser Tage ist sowohl optisch als auch geschmacklich so avanciert, dass es weder fürs Auge noch für den Gaumen als roh identifizierbar ist.

„RAW“, „ORGANIC“ UND „VEGAN“ sind denn auch die Schlag-

wörter, mit denen das Restaurant „Dancing Shiva“ wirbt. Das in Vollholz eingerichtete und mit geschnitzten Darstellungen von Hindu-Gottheiten dekorierte Speiselokal in der Neubaugasse wurde samt integriertem „Superfood“-Shop im April 2014 eröffnet. Eigentlich nach umfassendem Umbau wiedereröffnet, denn bereits zwei Jahre zuvor begann Betreiberin Riki Hinteregger im Erdgeschoss ihrer einstigen Boutique für indische Öko-Mode auch mit „Superfood“-Rohkost zu experimentieren.

**UNTER „SUPERFOODS“** versteht man nicht künstlich hochgezüchtete, sondern althergebrachte, besonders nährstoffreiche natürliche Lebensmittel, die sich wohltuend auf das Allgemeinbefinden auswirken sollen, wie etwa die als Anti-Aging-Wundermittel gepriesenen Goji-Beeren, roher Kakao, Kokosnüsse, diverse tropische sowie heimische Früchte, Nüsse, Samen, Kräuter und Algen. Populär gemacht hat den bislang weder fachlich noch rechtlich geschützten Begriff der

amerikanische Ernährungs- und Lifestyle-Guru David Wolfe. Seine, wie auf YouTube ersichtlich, inhaltlich zwischen Esoterik-Vortrag und Hardcore-Verkauf wechselnden Auftritte, absolviert Wolfe weltweit.

**AUCH DAS „DANCING SHIVA“** stützt sich auf Wolfes Theorien und verwendet so z.B. Honig zum Süßen seiner Smoothies bzw. bietet in seinem Shop Bienenprodukte zum Verkauf an. Ein Widerspruch zum Veganismus, der für die Kreationen des in Kalifornien ausgebildeten jungen Küchenchefs Julian Kutos jedoch unerheblich ist. Genehmigt man sich etwa ein dreigängiges Menü aus „Mexikanischer Kürbiscremesuppe mit Schmorfenichel“ und danach „Spaghetti Rawpolitana“ – eine im Dörröfen getrocknete Zucchini-Streifen-Pasta mit Cashew-Tomatensauce, frischen Kräutern und Nuss-Parmesan – sowie, als krönenden Abschluss, einen „Cashewtopfenknödel mit zweierlei Fruchtsaucen und Walnussbrösel“, gibt es hinterher kein quälendes Völlegefühl: Die mild würzigen Speisen sind schmackhaft, leicht und tendenziell sparsam portioniert. Letzteres wird mit der Reichhaltigkeit der Zutaten und dem

daraus resultierenden raschen Sättigungsgefühl argumentiert. Vom maximal ringlottengroßen, cremig auf der Zunge zergehenden Dessert-Knödelchen ließe sich aber – ohne größere Bauchplatzgefahr – locker ein zweites verdrücken.

**APROPOS WOHLBEFINDEN:** Wer seine Mahlzeiten doch lieber warm genießt, bekommt diese im „Dancing Shiva“ auch „gerne leicht erhitzt“ serviert. Bis zu 42



Der Raw Shop in der Otto-Bauer-Gasse 11

Grad ist dabei die Obergrenze, damit das Essen noch als roh gilt. Erst darüber liegende Temperaturen töten Vitamine und Enzyme ab und aktivieren die für den Organismus schädlichen Transfette, so die Philosophie der „Raw Foodies“.

**NACH DEM GLEICHEN** „Koch“-Konzept geht auch Maja Scheid vor. Sie ist Inhaberin des „Raw Shop“ in der Otto-Bauer-Gasse, einem mit farbenfroh von der

© Sula Zimmerberger



Raw Shop

Altbaudecke baumelnden Stofflampen entzückend gestalteten Imbiss-Café, das sie seit November 2013 führt. Scheids Pizzastück aus gedörrten Hanfsamen, das sie u.a. mit Oliven, Kapern, getrockneten Tomaten und Rucicola belegt, mundet vorzüglich, denn auch bei ihr kommt nur Naturbelassenes auf den Teller. Tabu sind Soja-, Gluten- oder Laktosehaltiges sowie Zucker oder gar künstliche Aroma- und Farbstoffe.

**AUCH HONIG** ist für die erst 24-Jährige, die sich vegan und bis zu 70% rohköstlich ernährt, kein Thema. Trotz ihres grundsätzlichen Credos „regional, bio und fair trade“ muss sie aber z.B. ihre Goji-Beeren aus China importieren, da jene bei uns nicht angebaut werden wiewohl sie „vereinzelt wild wachsen“, so die

gelernte Konditorin. Dass sie ihr Handwerk tadellos beherrscht und mit Hingabe ausübt, beweisen die in einer Vitrine ausgestellten Kuchen, Törtchen, Pralinen und Schokoladen: Sie sind so kunstfertig, dass eine Entscheidung schwer fällt.

### NICHT MINDER VERLOCKEND

präsentieren sich auch die Erzeugnisse der seit Frühjahr 2014 in der Drahtgasse ansässigen „Simply Raw Bakery“, einem familienbetriebenen Café, das sich auf seiner Homepage als Gourmet-Rohkostmanufaktur ausweist. Bereits 2012 boten das Mutter-Tochter-Gespann Gabriele und Shanna Danek samt Team ihre Ware am Freyung-Wochenmarkt feil, auf dem sie auch heute noch anzutreffen sind. In der „Bakery“ selbst ist die Arbeitsaufteilung streng geregelt: Mutter Gabriele steht in der Küche, Tochter Shanna ist für das Service zuständig. Wenn man die beiden in ihrer Berufskleidung erblickt – klassisch blau-weiße Ringelshirts und Strohhüte mit Ripsbändern, die ein wenig an die Kopfbedeckungen venezianischer Gondolieri erinnern -, fühlt man sich in eine andere Zeit versetzt.

**DER NOSTALGISCHE FLAIR** setzt sich auch innenarchitektonisch **f** in den stuckverzierten, in beige- und cremefarben längsgestreift tapezierten Wänden, den Biedermeier-Polstermöbeln sowie den unter altmodischen Glasglocken präsentierten Gaudenfreuden. Für jene werden selbstverständlich nur feinste „Superfoods“ in Bioqualität verarbeitet, wobei, wie Shanna anmerkt, „dahinter keine Ideologie steckt, außer dass es gut schmecken soll“. Das haus-eigene „Schnittlauchbrot“ ist in der Tat hervorragend. Die Rezeptur der „Sachertorte“, die im unweigerlichen Vergleich mit dem Original etwas trocken ausfällt, hingegen noch ausbaufähig.

**AUSSER FRAGE STEHT** dennoch, dass „Raw Food“ mit herkömmlicher Rohkost so wenig gemein hat wie etwa ein Testarossa mit einem Trabi. Und spätestens wenn das Verlangen nach Dampfendem temperaturbedingt nachlässt, ist es sicher eine erfrischende Abwechslung zu Altbe-währtem. *-mh*



Dancing Shiva in der Neubaugasse 58

worldwideweb

[www.dancingshiva.at](http://www.dancingshiva.at)

[www.juliankutos.com](http://www.juliankutos.com)

[www.simplyrawbakery.at](http://www.simplyrawbakery.at)

[www.biowerkstatt.com](http://www.biowerkstatt.com)

Raw Shop, Otto-Bauer-Gasse 11,  
1060 Wien (Facebook-Seite)

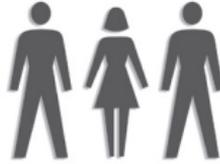
Raw-Food-Workshops:

Die Zubereitung von Rohkostlichkeiten wird in der „Simply Raw Bakery“ und im „Dancing Shiva“ gelehrt (Termine siehe Websites). Das vielfältigste Angebot an Kursen bietet aber die Mitinhaberin der „BioWerkstatt“, Michaela Russmann, über [www.rohgenuss.at](http://www.rohgenuss.at) an. Die Mittdreißigerin, die schon mehrere Bücher und DVDs zum Thema „Kalte Küche“ veröffentlicht hat, welche man ebenfalls über ihre Website ordern kann, verrät dabei u.a. wie man mit simplen Tricks und ohne teure Geräte zum „Raw Chef“ wird.



## „Science“ heißt die neue Wissenschaftsschiene der Wiener Volkshochschulen.

Mit der ScienceCard um 29 Euro können Sie alle Vorträge (zu 1,5 UE) gratis, mehrteilige Veranstaltungen und Kurse ermäßigt besuchen. Das Gesamtverzeichnis aller Vorträge erhalten Sie unter 01/893 00 83 oder [info@vhs.at](mailto:info@vhs.at)



## Hier ist Ihre Zielgruppe.

Wenn Sie den wissenschaftlich interessierten Wienerinnen und Wienern etwas zu sagen haben, können Sie das jetzt ohne Streuverluste tun. Mit einer Auflage von 17.000 Stück bringt der Wissenschaftskompass Ihre Botschaft punktgenau an die richtige Adresse.

*Für nähere Auskünfte wenden Sie sich bitte an Fr. Obermüller (58801/415 44)*



**[www.wissenschaftskompass.at](http://www.wissenschaftskompass.at)**

... ist die online-Version dieser Broschüre. Sie wird laufend aktualisiert, bietet den Veranstaltern online-Eingabe ihrer Termine und ist mit den Webseiten der Veranstalter verlinkt.

### **Impressum:**

Wissenschaftskompass Wien | Nr. 1/ 2015. Erscheinungsort Wien.  
Nach einer Idee von H. Ch. Ehalt. Gefördert von der Stadt Wien.

Für den Inhalt verantwortlich: Technische Universität Wien.

Druckfehler und Programmänderungen vorbehalten.

Recherche: Michaela Holler, Stefanie Mayer, Hanna Ronzheimer,  
Günter Stummvoll

Redaktion: Eva Obermüller | Gestaltung: [www.badinger.cc](http://www.badinger.cc), Dezember 2014